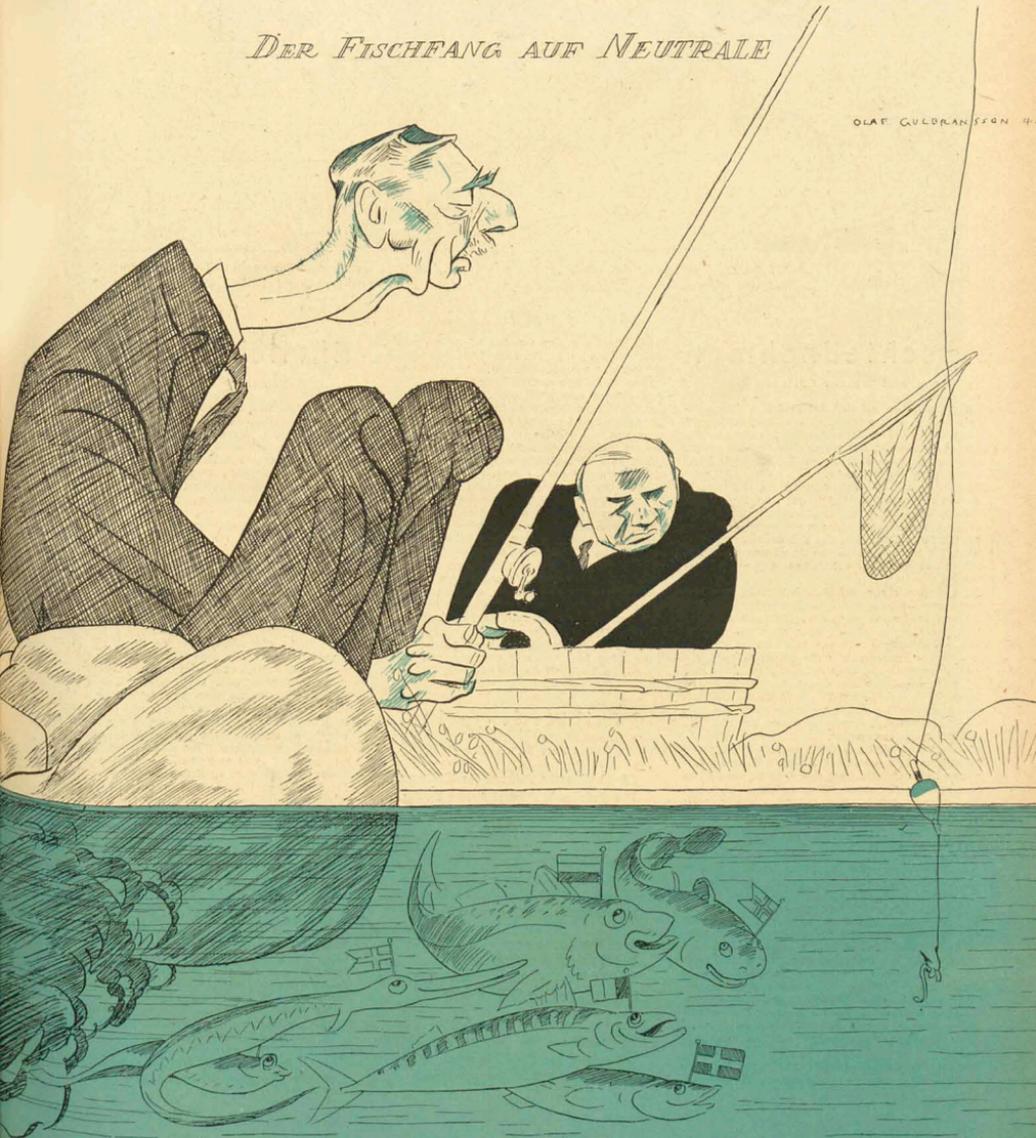


SIMPLICISSIMUS

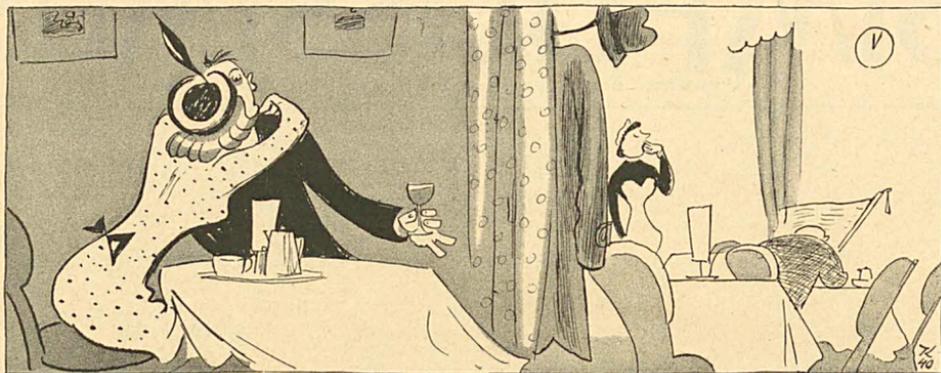
VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

DER FISCHFANG AUF NEUTRALE

OLAF GULDBRANDSEN



"ES WILL KEINER MEHR ANBEISSEN," UND DER POLNISCHE KARPPEN IST
"DOCH SO SCHÖN AUF UNSEREN KÖDER HERINGEFALLEN!"



„Ach, Egon, der Frühling und die Jugend sind doch so schön...“

„... froh bin I, wenn's amal Sommer is — Jetzt bleibt der alt' Meier auch noch sitzen und studiert Heiratsanzeigen...“

Abschiednehmen

Von Walter Foltzick

Ich gehe gerne auf den Bahnhof zum Abschiednehmen, sei es, um selbst mitzuvinken, sei es, um zuzusehen, wie andere Abschied nehmen. Sie glauben vielleicht, das sei so eine einfache Sache, einander Lebwohl zu sagen. Keineswegs! Bitte, überzeugen Sie sich selbst.

Es handelt sich bei mir nicht darum, die komplizierten seelischen Vorgänge der Trennung zu studieren, womöglich Trennungsschmerz zu erleben. O nein, so tiefsehend bin ich nicht. Das wäre ein häßlicher Charakter, der sich daran erlustert. Nein, ich meine die kleinen Abschiede beim Antritt einer ganz gewöhnlichen Reise mittlerer Größe.

Da stehen wir nun auf dem Bahnsteig, wir, das heißt die Gruppe der Abschiednehmenden und drinnen am Fenster der zu Verabschiedende. Das ist ganz einfach gesagt, aber auch sie werden schon beobachtet haben, daß sich in diesem Augenblick das Fenster nicht öffnen läßt. Es tritt Zeichensprache ein, aber im Zeichensprechen sind wir nicht so ausgebildet wie in der gewöhnlichen Sprache. Nun frage ich Sie, was für ein Zeichen gibt man wohl für den kurzen Satz: „Grüß' Bestand“, der bekanntermaßen zum eisernen steht des Abschiednehmens gehört.

Ich weiß kein Zeichen dafür, und so endete ein in diesem Sinn geführter Dialog mit einem bedauernden Achselzucken, das anzeigt, man habe hier etwas nicht sagen können. Wie aber, wenn der drinnen glaubt, hier sei noch etwas ganz Wichtiges gesprochen worden, was er hören müsse und sich durch den Gang drängt zur Türe, um dort zu erfahren: „Ich wollte nur noch mal sagen: Grüß' schön“. Auch kommt in diesem Moment meistens der Schaffner, der die Türe wieder schließt und einen daran hindert, noch etwas Bedeutsames hinzuzufügen.

So geht es bald geschlossenem Fenster. Manche Fenster lassen sich öffnen, und dann ist letzten Worten Tür und Tor bereitet. Leider aber hat sich herausgestellt, daß die europäischen Sprachen für den Gebrauch des Abschiednehmens nur über einen Sprachsatz verfügen, der in einer Zeit von längstens zwei bis drei Minuten verbraucht ist, einschließlich freundlicher Anweisungen zur normalen Bewahrung der Gesundheit und kleineren Regeln zur Führung eines gefahrlosen Lebens. Ich nenne da nur: „Erkälte dich nicht!“

Was dann? Dann würd's schwer. Es ist üblich, in solchen Fällen alles noch einmal zu wiederholen.

Durch die Repetition werden wiederum zwei bis drei Minuten ausgefüllt. Eine dritte Wiederholung können sich nur sehr selbstsichere Menschen gestatten. Dann ist's endgültig Schluß.

Wer getraut sich jetzt, um die Zeit auszufüllen, den Inhalt eines längeren Romans nachzuerzählen oder über den Straßenbau der Linken zu plaudern, oder von der Lebensgeschichte des Kaisers Tiberius? Nein, das ist nicht üblich, das würde auffallen. Es muß auffallen, denn das Fenster ist ja nicht allein von der zu verabschiedenden Person besetzt. Ein normales D-Zug-Fenster bietet Raum für zwei Personen oder eine Person und zwei halbe, nun die zweite Person oder die zwei halben müssen alles mit anhören, und das beinträchtigt eine geistvolle Unterhaltung ungemessen. Deshalb zerbröckelt das Abschiedsgespräch, es zerrinnt und wird immer dünner und dünner. Niemand fällt etwa mehr ein und stimmt blieben die beiden Parteien einander an, die von oben nach unten und die von unten nach oben, bis alle den Zug entlang schauen, ob wohl endlich das erlösende Abfahrtszeichen ertönt. Ich sage Ihnen, wenn jetzt der Zug zehn Minuten Verspätung hat, begrüßt man sogar, wie lange die ewige Seligkeit dauern könnte.

Gemischte Lenzgefühle

Von Ratsatzeßer

Längst hängt im Schrant der Winterpelt.
Der Grünspiecht wiehert durchs Gebölz.
Gelb, weiß und bläulich treibt der Krotus
im braunen Rajen feinen Jofus.

So sehr man bies zu schätzen weiß,
haßt man doch andererseits den Fleiß,
mit dem der Maulwurf, neu befähigt,
die Landschaft rundherum behüßelt.

Auch tadelt, wer empfindsam ist,
das Übermaß an flüssigem Mist,
der Unbehaglichkeit verbreitet,
indem er aus den Käjzen gleitet.

Und doch tut dieses dringend not.
Wir brauchen Mist, wir brauchen Brot
und müssen uns daher bequemen,
verfälschtes mit in Kauf zu nehmen.

Ehrliche Reklame

Von Erik Bertelsen

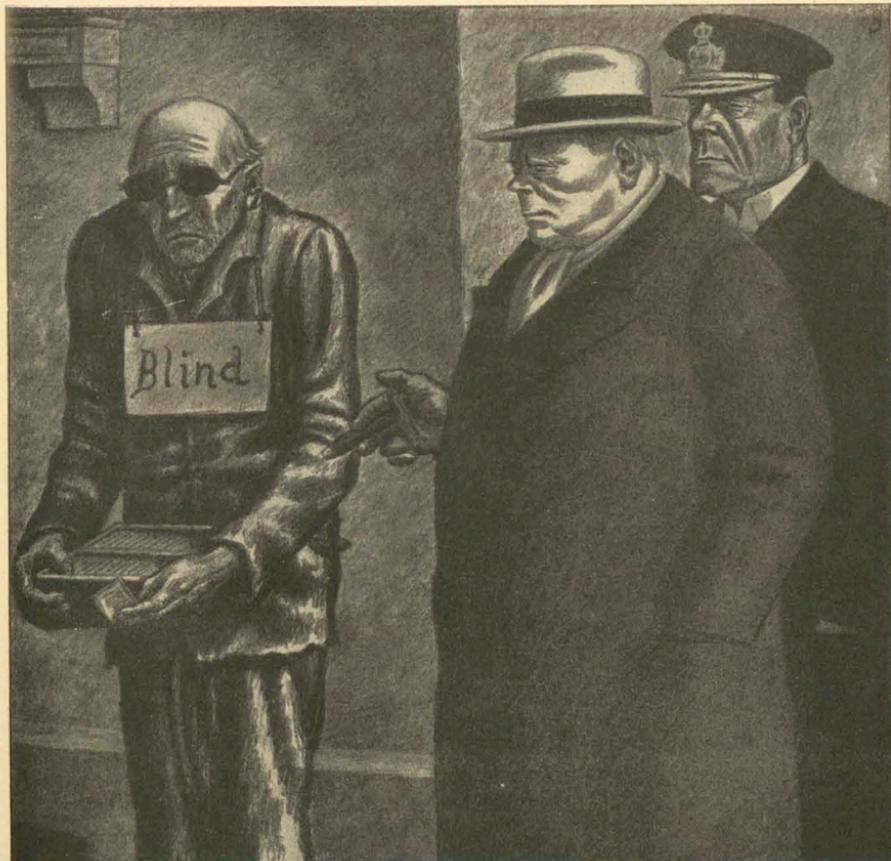
Holbo trieb sich in Kopenhagen umher in einem Zustand zwischen Hunger und Schwermut. Er hatte vorgegeben, er suche Arbeit. Dem war aber nicht so. Jetzt im Winter war kaum Beschäftigung für ihn zu finden, und außerdem konnte er in spätestens drei Monaten auf seinen alten Platz in der Lampenfabrik zurückkehren. Er wäre auch sehr gut über diese Zeit hinweggekommen, wenn seine Schwiegermutter nicht ins Haus gekommen wäre! Bisher war es ihnen geglückt, die Schwiegermutter mit allerlei Ausreden fernzuhalten. Aber sobald sie hörte, daß Holbo zum erstenmal in seinem Leben arbeitslos geworden war, kam sie an, um zu helfen. Sie brachte eine Menge Eßwaren mit, und als erstes ordnete sie an, daß großräumig gemacht werden würde. Dieser Schrank stände dort ganz verkehrt, und wie waren die Kinder angezogen? Diesen Zustand hielt Holbo nicht lange aus. Unter dem Vorwand, Arbeit zu suchen, ging er aus dem Hause. Natürlich wäre es männlicher gewesen, der Schwiegermutter die Tür zu weisen. Das sagte sein guter Freund Feddersen, der die Schwiegermutter nur einmal flüchtig gesehen hatte. Aber nun war nichts mehr zu ändern und Holbo trieb sich, wie gesagt, in der Stadt umher. Eben war er bei Feddersen gewesen und hatte sich mit einem einfachen Pilsner gestärkt. Viel mehr hatte er in den letzten zwölf Stunden nicht zu sich genommen.

Direktor Hjort hatte die Lampenfabrik beinahe ruiniert mit einer viel zu teuren Reklame. Nun war ein neuer Direktor eingesetzt worden, der alles wieder in Fluß bringen sollte. Aber wer garantierte dafür, daß nicht auch er in das Karussell der Reklame geriet? Einer zog ja den anderen nach sich. Und jeder dachte, daß die Reklame wieder herauskommen würde. Gewiß, Reklame mußte sein. Auf jedem Gebiet. Aber wie kam zum Beispiel der Kaufmann Rasmussen dazu, den „besten Java-Kaffee der Stadt“ anzupreisen? Und wie konnte der Schneider Habitter es wagen, zu behaupten, seine Anzüge seien „in Sitz und Verarbeitung unübertroffen“? Nein, ebenso wie es eine Filmzensur gab, mußte es eine Stelle geben, die darüber wachte, daß nur ehrliche Reklame angewendet würde.

Unter diesen Überlegungen war Holbo in eine Straße gekommen, in die er sich nur selten verirre. Ein Schild festsetzte seine Aufmerksamkeit. Auf dem Schild stand in großen Buchstaben: „Grüners Begräbnisbüro. Alles, was mit dem Tod zusammenhängt, wird bestens erledigt.“

Qualifikation

(Erich Schilling)



W. C.: „Dem Manne kann geholfen werden, wir verwenden ihn im Marineministerium als Augenzeugen!“

Holbo stutzte. Alles, was mit dem Tod zusammenhängt... So etwas! Nicht einmal vor den letzten Dingen hatte man Achtung! Auch für den Tod wurde Reklama gemacht. Rasch ging er in das Begräbnisbüro und wandte sich an einen Herrn dort: „Ich hätte gern Herrn Grüner gesprochen.“ „Das bin ich. Womit kann ich dienen?“ „Sie machen Reklama dafür, daß Sie alles, was mit dem Tod zusammenhängt, bestens erledigen?“ „Jawohl, mein Herr. Alle Verfügungen, die Sie treffen, werden von mir ausgeführt und wenn es sich um eine Überführung von Timbuktu nach dem Nordkap handelt! Wir beschaffen die Grabsteine, besorgen die Anzeigen in den Zeitungen, bepflanzen die Gräber...“ „Vielen Dank“, unterbrach Holbo ihn, „ich habe im Augenblick keinen Bedarf. Aber ich habe eine Schwiegermutter, die...“ — „Oh“, sagte Grüner mit aufrichtigem Mitgefühl, „sie ist wohl noch nicht gestorben, liegt aber im Krankenhaus?“ „Nein“, antwortete Holbo heftig, „Ihr fehlt nicht

das geringste. Sie wird noch viele Jahre leben. Aber wenn sie stürbe — ich kann nur sagen, es wäre eine Wohltat für ihre Umgebung! Und da Sie ja für alles, was mit dem Tod zusammenhängt, Rat wissen...“ „So — also ist das.“ Grüner legte die Stirn in Falten. „Wie ist Ihr Name, mein Herr?“ Holbo wurde es heiß. Er war nicht darauf vorbereitet, daß man ihn ernst nehmen würde. Wenn er nur schon draußen wärel Verlegen nannte er seinen Namen. Grüner schrieb ihn auf ein Blatt Papier. Inzwischen sann Holbo auf Flucht. Dann stand plötzlich ein Diener in der Tür. Grüner zeigte auf Holbo und sagte: „Da ist ein Verrückter. Ich weiß nicht recht, ob er betrunken oder geistesschwach ist. Jedenfalls will er anscheinend seine Schwiegermutter umbringen. Bringen Sie ihn möglichst rasch fort!“ Holbo wurde trotz heftigen Protestes in ein geschlossenes Auto geschafft und zu einem großen Hospital gefahren. Nach zweitägiger Untersuchung waren die Ärzte sich darüber klar, daß der Mann völlig normal sei,

er habe wohl in einer Art Geistesverwirrung, hervorgerufen durch Unterernährung, gehandelt. Also wurde Holbo freigelassen. Zu seinem Erstaunen erwartete seine Frau ihn vor dem Krankenhaus. Sie warf sich ihm glückstrahlend in die Arme. „Holbo, sie ist abgerollt!“ „Ja“, erklärte Feddersen, der jetzt zu den beiden trat, „die ganze Stadt spricht ja über dich! Und als sie von dir das in der Zeitung las, sagte sie kein Wort, warf die Tür zu und fort war sie.“ Als sie zu Hause waren und Astrid in die Küche verschwand, fragte Feddersen vertraulich: „Nun sag mal, was hast du eigentlich dafür bekommen?“ „Wofür?“ fragte Holbo erstaunt. „Na nun tu nur nicht so! Ich weiß doch genau, daß du nicht betrunken warst. Und nun willst du vielleicht behaupten, du habest Grüners völlig unbekannte Firma für nichts und wieder nichts im ganzen Lande bekannt gemacht? Das war allerhand Reklama, das muß man sagen!“ (Aus dem Dänischen von Karin Reitz-Grundmann.)

In der Loge

(K. Helligstaedt)



„Wie ich dich kennenlernte, erschienst du mir so anspruchsvoll, Nina!“ — „Und dabei bin ich so bescheiden, Ferdinand — siehst du, ich habe immer noch das schlechtschließende Strapsknöpfchen von damals!“

DI E IFERSÜCHTIGE JUANA

VON HANS BETHGE

Der Abend war weich, fast schwül, die Berge lagen in feinem silbernen Dunst da. Ich schlenderte mit Juana zum See hinab; sie hing lose in meinem Arm und trällerte vor sich hin. Ihr Gang war wiegend, tänzerisch; sie hatte ihr grünes Seidenkleid an, das Hals und Nacken offen ließ. Ihr Hals war wie Bronze, schön und verführerisch. Sie war eine Spanierin und tanzte in Theatern und Varietés. Nun lebten wir hier im Angesichte des großen, schönen Sees, zu Füßen der Alpenberge, schon seit Wochen. Wir wohnten in einem Bauernhause, ein Ende vom See entfernt. Uppige Wiesen und Felder, fast tropisch, durchsetzt von ungeheuren Schierlingstaude, blühten um uns her. Jeden Morgen badeten wir im See. Dann wirbelte sie wie eine bronzene Schlange durch das blaue Wasser, glitzrend, lachend, übermütig. Ihr schlanker Körper war von erstaunlicher Gelenkigkeit, jede Bewegung, die sie machte, war bestrickend natürlich, — aber von klassischer Schönheit waren die Arme. Ihre Arme schienen der Ruhe und Erhabenheit einer einstigen Statue nachgebildet zu sein.

Nun also war es Abend, und wir schlenderten zum See hinab. Fern läutete eine helle Glocke, rose Wolken schwammen ätherisch durch das satte, blassliche Blau, der See lag groß und feierlich da, von wenigen Booten belehrt. Wir kamen an einen bunten Bauergarten, in dem die junge Bäuerin stand, eine Witwe. Wir kannten sie wohl, ihr Sohn Fritz war mein besonderer Freund. Am Morgen dieses Tages hatte sich Fritz beim Holzhacken die Hand verletzt, er war zu mir gekommen, und ich hatte ihm einen Verband gemacht. „Wie geht es Fritz?“ fragte ich hindüber, während wir am Geländer des Gartens standen. „Danke“, sprach die Frau mit einem Lächeln, „der Verband tut ihm gut, die Schmerzen haben nachgelassen.“

„Bestellen Sie ihm, er soll morgen vormittag wieder zu mir kommen, damit ich den Verband erneuere“, sagte ich.

„Ja, ich werde ihn hinaufschicken“, entgegnete sie, „haben Sie noch vielen Dank.“ Sie hatte sich gebückt und eine Anzahl schöner, farbiger Sommerblumen abgepickt. Nun kam sie an das Geländer und reichte mir den Strauß.

„Bitte“, sagte sie, „ein paar Blumen.“ „Ach danke“, sagte ich und gab ihr die Hand, „welch schöne, upplige Blüten, wir werden sie zu Haus ins Wasser stellen. Guten Abend, großen Sie Fritz.“

Ich schlenderte mit Juana weiter zum See hinab, aber Juana hing nicht mehr in meinem Arm, sie waltete sie nicht mehr. Ich merkte wohl, sie war verstimmt wegen der Blumen, sie war eifersüchtig, das paßte ganz und gar zu ihrem Wesen. „Hübsche Blumen“, sagte ich, führte den Strauß ins Gesicht und roch daran. Ein gedekter Blick von der Seite her traf mich, dann sagte sie:

„Ich finde es etwas aufdringlich, diese Blumen ...“ „Sei doch nicht töricht“, sagte ich, „ich bin dankbar für den Verband, nichts weiter. Warum soll sie mir nicht ein paar Blumen aus ihrem Garten schenken?“

„Du schenkst ja ganz in die Blumen verliebt zu sein.“ „Aber Juana!“ „Wirf sie weg!“ Ich lachte.

„Wegwerfen? Aber warum?“ „Nun flammten ihre Augen, und indem sie den schönen, schwarzhaarigen Kopf in den Rücken schleuderte, rief sie:

„Weil ich sie hasse! Weil ich nicht will, daß du Blumen mit dir herumleppst, die dir eine andere geschenkt hat. Weil ich weiß, daß die Liebe der hübschen Bäuerin an diesen Blumen hängt.“ Ich schüttelte den Kopf abweisend.

„Was du redst, ist Unsinn, Juana. Wir nehmen die Blumen mit zu Hause, dort sollen sie den großen Tisch in unserem Zimmer schmücken. Da fertig.“

„Niemals!“ entgegnete sie. „Nicht einmal diese dummen Blumen kannst du wegwerfen, wenn ich dich darum bitte. Nennst du das Liebe?“

„Du verflerst die Besinnung, Juana“, sagte ich. All-

mählich wurde ich wütend, aber noch blieb ich ruhig.

Ihre Augen funkelten, sie war ganz bleich, um ihren Mund zuckte es wie Wattenlauchten. „Behalte deine Blumen“, rief sie, „drücke sie an dein Herz, stelle sie in dein Zimmer, ich habe genug davon, — gute Nacht!“

Sie verließ mich, sie ging einen schmalen Pfad rechts empor in den Wald, mit den hurtigen, elastischen Schritten eines Rehs. „Juana!“ rief ich ihr nach, aber es nützte nichts. Sie entschwand im Dunkel, ganz fern hörte ich sie trällern, dann war nichts mehr von ihr zu bemerken. Da stand ich, die Blumen in der Hand, und sah auf den See, in dem sich drüben am andern Ufer schon die ersten Lichter spiegelten. Spanierin, dachte ich, Närrin, albernes, trotziges Geschöpf, schüttelte den Kopf und wanderte allein nach Haus. Ich stellte die Blumen in ein Glas und wartete auf Juana, aber sie kam nicht. Ich zündete die Lampe an, las zerstreut in meinem Buch, wartete weiter, lauschte auf jeden Ton, der von draußen kam, aber alles Warten war umsonst. So legte ich mich nieder, um zu schlafen. Lange Zeit lag ich unruhig, mit wirren, ängstlichen Gedanken, dann endlich fiel ich in Schlaf.

Am nächsten Morgen erwachte ich früh. Als ich in das Zimmer kam, sah ich Juana schlummernd auf dem Kanapee liegen, in Kleidern, mit einigen bunten Plands zugedeckt. Wie eine hübsche Katze lag sie dort, mit hinaufgezogenen Beinen und unordentlichem Haar. Sie schlug die Augen auf, sah mich kühl an, dehnte sich und sprang auf. „Ich bin müde“, sagte sie, ging nebenan in das Schlafzimmer und warf sich auf das Bett. Ich schrieb ein paar Briefe, nach einer Weile erschien sie, und wir nahmen gemeinsam das Frühstück ein.

„Das war nicht nötig“, sagte ich zu ihr. „Wo wirst du gestern Abend so lange?“

„Ich war im Wald“, erwiderte sie, „ich hatte das Bedürfnis, allein zu sein. Sprechen wir nicht mehr davon.“

Ich kam ihrem Wünsche nach und sprach von anderen. Wir hatten schon lange geplant, einen Ausflug in die Berge zu machen, jetzt kam ich darauf zurück, wir besprachen den Ausflug und nahmen uns vor, ihn am nächsten Tage zur Ausführung zu bringen. Dann ruckte Juana eine Zigarette, wippte auf dem Stuhle, stieß kleine blaue Ringe vor sich in die Luft und schrieb eine Postkarte. Endlich nahmen wir unsere Badetaschen und schritten hinunter an den See.

Memento mori

Von Wendelin Übermeyer

Das Geherz machte: bumm.

Und ich rourde sehr stumm.

Denn ich dachte: Nanu —

Schon du?

Ach, schon du bist's, Freund Hein!

Mit dem Klappergabin?

Viel zu früh, viel zu bald!

Bin noch nicht alt. —

Ist schon wieder vorbei

Und das Herz pocht schon frei —

War ein Merkzettel nur

Von der Natur.

Aber einmal, weiß genau,

Poltern Schollen mir raus:

Auf dem Sargdeckel rum:

Bumbum. . .

Und das Herz ist dann still,

Weil's ausruhen will.

Wird das schön sein: im ewigen Licht —

Aber nicht wahr, lieber Herrgott,

So allig ist's nicht!

Es war ein wundervoller Sommertag, ganz windstill, die Sonne schien warm von einem amethystfarbenen Himmel, die Vögel sangen, die Berge lagen in glänzendem Glanz, die Blumen summten über den blumigen Wiesen. Ein wundervoller Tag. Als wir uns dem Garten der Bäuerin näherten, merkten wir, daß etwas vorgefallen war. Die Bäuerin stand dort, neben ihr Fritz mit der verbundenen Hand, und noch zwei andere Frauen befanden sich im Garten, offenbar Nachbarinnen, und alle redeten ziemlich erregt durcheinander.

„Was ist denn da los?“, sagte ich, „das ist ja eine ganze Versammlung.“

„Weiß Gott, was sie haben“, meinte Juana und trällerte.

Als wir dann an das Geländer kamen, sahen wir die Beschering. Die Blumenbeete des Bauergartens waren auf das abschreckendste verwüstet. Die Blumen waren herausgerissen, zertritten, alles lag wir durcheinander. Es gab mir einen Stich, als ich diese Vernichtung sah, und ich blüchte Juana an. Ihr Gesicht hatte etwas Gleichgültiges, beinahe etwas Stumpfes, jedenfalls nichts Erstauntes.

„Man hat mir über Nacht meine Blumen vernichtet“, sagte die Bäuerin klagend. „Es ist mir unbegreiflich, wer es gewesen sein könnte, wie kann man so schöne Blumenbeete zerstören!“ Ich sagte etwas von Barbarei und Niederracht und daß es in der Tat unfabbar wäre, wie so etwas geschehen könnte. Aber ich wußte sehr genau, wer es gewesen war. Mein Herz zitterte, ich fühlte, daß ich bleicher wurde, während ich die Vernichtung betrauerte.

„Das müssen wir wieder aufbauen“, sagte ich, „dem elenden Feinde zum Trotz. Wir sprechen nachher wieder mit vor, jetzt müssen wir zum Baden hinab an den See.“

Als wir ein Stück fort waren, sagte ich zu Juana:

„Das ist dein Garten.“

Sie schwang und kaute an einem Grashalm, ihr kühles Auge war auf die regenden Zinnen der Berge gerichtet.

„Wozu hast du dich hineinlassen lassen“, sagte ich, „wie ist so etwas möglich. Ich werde beim Gärtner in der Stadt neue Blumen kaufen, und du wirst mir behilflich sein, die Beete wieder herzustellen.“

Sie lächelte spöttisch. „Dazu kann mich niemand zwingen“, stieß sie durch die Zähne.

„Tu, was du willst“, sagte ich, „du bist vom Teufel besessen.“

Sie lächelte wieder, wir schritten schweigend durch die warme Sommerluft, ein weißer Falter flatterte um Juanas Nacken.

Als wir an den See kamen, sagte ich:

„Jetzt wandere ich dort am Wasser hinunter, baden mag ich nicht, mir ist die Lust dazu vergangen.“

„Gut“, sagte Juana, „ich werde allein baden, der Tag ist so schön und der See so verlockend.“

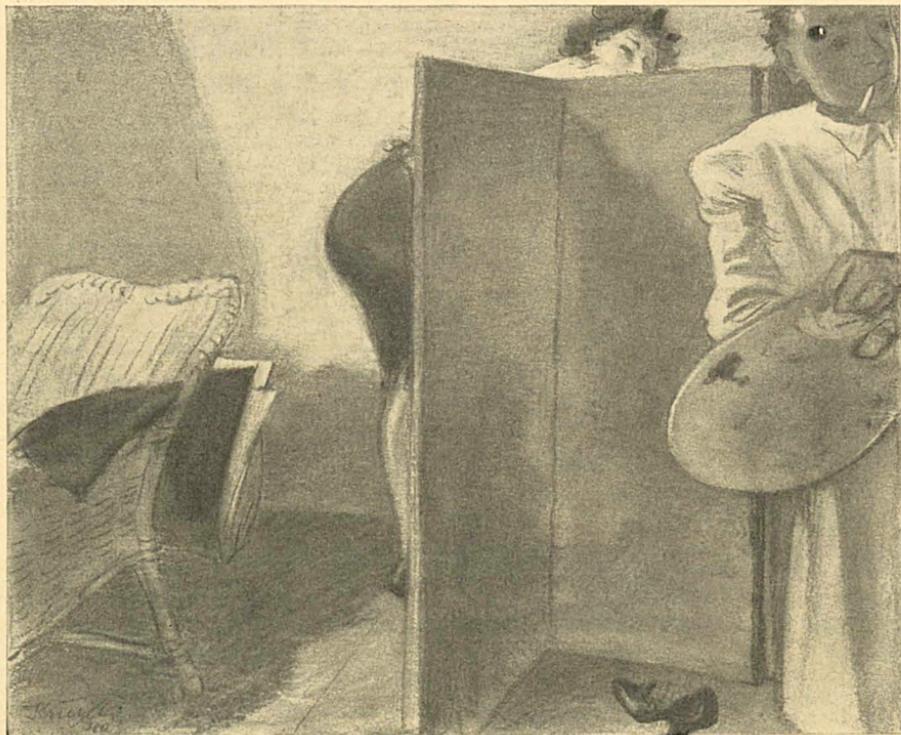
Sie sprang zum Wasser hinab, leichtfüßig, offenbar froh, mich los zu lassen.

Ich ging den See hinunter, etwas feuchten Wissenschaftler im Ulke des Sees, dahin. Nach einer Weile blüchte ich mich um: ich sah, wie sich Juana in ihrem schwarz und gelb gestreiften Badeanzug gerade mit übermütigem Schwung ins Wasser warf, worauf sie durch das Blau dahinschwamm, mit geschmeidigen, weitausgreifenden, nixenhaften, prachvollen Bewegungen.

Ich machte einen Spaziergang, erregt und unzufrieden, hatte keine Freude an der ruhigen Schönheit dieses Sommermorgens und kehrte endlich auf Umwegen, durch Wald und ein Stück Brachland, zu unserem Bauernhause zurück. Juana war vom Baden noch nicht erschienen. Ich nahm einen Zettel und schrieb darauf, daß ich in die Stadt führe, um dort Blumen für den Garten der Bäuerin zu bestellen, ich bitte Juana, das Essen allein zu nehmen, ich käme erst am Abend aus dem Städtchen zurück. Dann nahm ich mein Rad, schwang mich hinauf und fuhr durch Felder und Wiesen, an schönen, stillen Bauernzweigen vorbei. In die kleine, anmutige, auf einigen Hügel hingelagerte Stadt. Ich ging zum Gärtner, darauf ab ich im Witwhaus, und am Nachmittag machte ich einige Besuche und notwendige Besorgungen. Dann, bei

Mädchenbildnis

(R. Kriesch)



„Heut sind wir aber nicht recht weiter'kommen, Herr Korbinian.“

„Ja, Steffi, die g'malten Mäd'el machen einem halt viel mehr Arbeit als die echten.“

BLAU... / VON POUL WESTERGAARD

Neulich gab ich meinen hellgrauen Anzug zur chemischen Reinigung und zum Färben. Wenn solch ein hellgrauer Anzug blau eingefärbt wird, so sieht er wieder wie neu aus, und die Leute sagen: „Seht doch mal den, schon wieder hat er einen neuen Anzug!“

Nach vierzehn Tagen erhielt ich meinen Anzug aus der Färberei zurück. Sein Hellgrau war jetzt in ein wunderschönes Blau umgewandelt.

Vorigen Dienstag zog ich ihn zum erstenmal wieder an und stellte dabei zufällig fest, daß etwas in der Westentasche knisterte. Es war ein Zehnkronenschein. Auch er war blau gefärbt worden. Ich mußte ihn im letzten Sommer stecken gelassen und vergessen haben. Wie unglaublich leichtsinnig man doch manchmal mit dem Geld umgeht! Im übrigen kam mir der Zehnkronenschein jetzt sehr gelegen. Ich ging zu meinem Zigarrenhändler hinunter, um ein Päckchen Tabak zu kaufen und den Schein zu wechseln.

„Was ist das für ein Schein?“ fragte der Zigarrenhändler mit allen Zeichen des Mißtrauens. „Das ist ein Zehner! Er ist nur blau geworden, weil er in der inneren Westentasche lag, als ich

meinen Anzug zum Färben gab.“ — „Ein dänischer Zehnkronenschein ist rotbraun“, erwiderte der Mann. „Aber dieser hier ist blau, ich darf ihn nicht in Zahlung nehmen.“

Woraufhin ich zur Bank ging, wo ich seit elf Jahren Kunde bin, — ich erhalte dort ein Sparkonto mit einer Krone aufrecht. Ich bat einen jungen Mann mit Goldzahn und Lorgnette, mir den Schein zu wechseln. Er nahm ihn, betrachtete ihn lange und eingehend, ging dann zu einem andern Herrn damit. Auch der prüfte den verfarbten Zehnkronenschein und reichte ihn darauf an einen dritten Herrn weiter. Dieser übergab ihn einem vierten. Zu guter Letzt trat der Direktor der Bank auf mich zu und nötigte mich in sein Privatkonto. Dort bat er mich ebenso höflich wie nachdrücklich, Platz zu nehmen, bis die Polizei käme. Ja, es sei ihm ja auch sehr peinlich, aber die Pflicht... Die Polizei kam. Der blaue Geldschein und ich wurden auf das Polizeipräsidium transportiert. Dort nahm man zunächst eine gründliche Untersuchung des Corpus delicti vor, und gegen die Sicherstellung einer hohen Kaution wurde ich dann wieder in Freiheit gesetzt. Tags darauf bekam ich auch den ominösen Zehnkronenschein wieder. Er hatte zu einer noch-

maligen Untersuchung im Rechtsmedizinischen Institut vorgelegen. Es war wirklich ein echter Zehnkronenschein, der sich blau gefärbt hatte. Aber gleichzeitig mit dieser Bestätigung gab man den wohlgemeinten Rat, nicht des öfteren mit blauen Geldscheinen aufzutreten. Es könnte leicht zur Gewohnheit werden und zu einem Handwerk. — Gestern erzählte ich meinem Freunde Baldrian Olsen die Geschichte. „Mann, bist du dumm!“ rief er sofort. „Solch ein blauer Zehnkronenschein ist doch ein Vermögen wert!“ — ? ! ?

„Aber lieber Freund, begreifst du denn nicht, daß es der einzige blaue Zehnkronenschein ist, den es in ganz Dänemark, ja, in der ganzen Welt gibt? Ich biete dir augenblicklich 500 Kronen dafür. Unbesehen! Der Schein ist nämlich unter Kennern das Doppelte wert, und ich habe da einen ganz bestimmten Interessenten.“

Olsen bekam den Zehnkronenschein und ich die fünfhundert Kronen. Am Abend suchte er mich wieder auf. Er hatte seine tausend Kronen bereits in der Tasche. „Aber von wem?“

Olsen lachte geheimnisvoll: „Von einem Mann, der unter anderem auch Bücher sammelt, in denen ‚Kontor‘ noch ‚Comtoir‘ geschrieben steht.“

(Aus dem Dänischen von Werner Rietig.)

Das Rätsel

(E. Thöny)



„Ich möchte nur wissen, wo der Inder das Schießen mit einem Gewehr gesehen hat, — wir haben in Indien doch nur mit Maschinengewehren geschossen!“

ICH WEISS ETWAS...

VON OTTO VIOLAN

In das Kontor von Liebel & Kleebusch tritt ein noch junger Mann. Er trägt eine dunkle Hornbrille, gelbe Schweinslederhandschuhe und unterm Arm eine Aktentasche.

„Kann ich Herrn Kleebusch sprechen?“ erkundigt er sich. „Worum handelt es sich, bitte?“ — „Um eine private Angelegenheit.“

„Ist es dringend?“ „Allerdings! Sogar sehr dringend!“ Das Fräulein meldet den Besucher. Der Mann steuert direkt auf Herrn Kleebusch zu, der sich mit einer etwas erstaunten Miene von seinem Stuhl erhebt. „Verzeihung — wie war doch Ihr Name?“ fragt Kleebusch verbindlich.

„Mein Name tut nichts zur Sache, Herr Kleebusch. Ich habe eine, für Sie leider etwas peinliche Mitteilung...“ Der Mann mit der Aktentasche zinkt imperlinant mit den hellgrünen, stechenden Augen. „Peinlich? Wieso peinlich?“ — Herr Kleebusch wird ein bißchen unruhig.

„Ich weiß etwas von Ihnen...“ bemerkt der Besucher. „Was wissen Sie über mich?“ braust Klee-

busch, der sich so wenig in der Gewalt hat, auf. „Das möchte ich, wenn Sie gestatten, einstellen noch für mich behalten!“ entgegen der andere ruhig und überlegen. „Und weshalb kommen Sie dann zu mir?“ „Wünschen Sie, daß ich das, was ich über Sie in Erfahrung gebracht habe, zuerst Ihren Angestellten mitteile?“

„Herr — wenn Sie meinen, daß Sie an mir einen Erpressungsversuch begehen können, dann irren Sie sich! Ich lasse Sie glatt hinauswerfen. Oder ich verständige die Polizei!“ begehrt Kleebusch auf. „Ich muß Sie schon bitten, nicht in diesem Ton mit mir zu reden“, erwidert der Unbekannte. „Wer spricht von Erpressung? Ich habe Ihnen lediglich gesagt, daß ich etwas von Ihnen weiß.“

„Aber Sie erwarten, daß ich Ihnen jetzt vier- oder fünfhundert Mark für Ihr Geheimnis auf den Tisch lege?“ — „Lächerlich!“ — Über mich können Sie gar nichts wissen. Ich führe ein vorbildliches Privatleben, das kann ich Ihnen versichern!“

„Denken Sie einmal genau nach, Herr Kleebusch!

Was ich von Ihnen weiß, das möchte ich ausdrücklich betonen, ist kein Getratsch und kein Gerücht, sondern — bedauerlicherweise — eine Tatsache, die ich mit eigenen Augen gesehen habe. Die Spuren Ihrer Handlungsweise stehen Ihnen — sozusagen — im Gesicht geschrieben!“ Nun wird Herr Kleebusch ängstlich. Im Gesicht geschrieben? Um Himmels willen! Was hat er denn so Entsetzliches unternommen? — Er hat gestern die kleine Hertha nach Hause begleitet. Das Fräulein von der Wirkwarenabteilung. Sie fürchtete sich, allein durch die verunkelten Gassen zu gehen. Und sie wohnt so schauerhaft weit vom Kontor. Unterm Tor hat Herr Kleebusch... Gott, so etwas kann doch einmal vorkommen! Aber Fräulein Hertha hat die schreckliche Angewohnheit, sich die Lippen zu rougieren. Sollte etwa auf seiner Stirne...? Aber das war ja gestern abends gewesen. Und heute morgens hatte er sein gewöhntes Bad genommen. Nein, diese flüchtige Zärtlichkeit von gestern abends konnte auch der Mensch mit den Schweinslederhandschuhen nicht gesehen haben. Aber Herr Kleebusch fiel noch so manches von früher her ein, das er nicht gern ausgeplaudert wissen wollte. „Wieviel verlangen Sie dafür, daß Sie meinen Mund halten?“ zischte er seiner Besucher an. „Sie täuschen sich, Herr Kleebusch! Ich nehme von Ihnen kein Geld, wenn Sie mich verächtlichen...“

„Schon gut!“ unterbrach ihn Kleebusch bitter. „Ein Erpresser, der auch noch empfindlich ist. Genügen Ihnen hundert Mark?“ „Lächerlich, Herr Kleebusch!“

„Was? Für so einen Blödsinn ist Ihnen das noch zu wenig?“ „Zuviel, Herr Kleebusch!“ „Sie sind ein bescheidener Gauner, das muß man zugeben“, lächelt Kleebusch verdrießlich. „Ich bitte Sie nochmals, Beleidigungen zu unterlassen. Es liegt keine Ursache vor, mich wegen einer Mitteilung, die ich Ihnen zu machen habe, mit Schimpfwörtern zu traktilieren. Welchen Betrag darf ich Ihnen also quittieren?“ „Fünzig Mark, in drei Teufels Namen“, knurrt Herr Kleebusch und setzt seine Unterschrift unter ein Blatt Papier. „Dank!“ lächelt der Fremde.

„Und jetzt erklären Sie mir endlich, was Sie von mir wissen?“ „Daß Sie zu den unglücklichen Selbststrahlern gehören, Herr Kleebusch, die mit den Haaren an den Schläfen nie fertig werden. Sehen Sie sich, bitte an, wie schlief der Ansatz bei den Ohren ist. Ich habe mir daher erlaubt, Ihnen unseren elektrischen Selbststrahlerapparat „Glatt weg!“ in verwickelter Ausführung samt Kontaktschrauben und Luxusset per Post zugehen zu lassen.“

„Herri!“ keucht Kleebusch, „so eine Unverschämtheit ist mir in meinem ganzen Leben...“

„Geschäft, Herr Kleebusch“, erhebt sich der Besucher und streicht die Banknoten vom Tisch. „Man muß es eben auf eine neue Art versuchen, an die Kundschafft heranzukommen.“ „Hinaus!“ brüllt Kleebusch. Dann aber muß er über die Unverfrorenheit des Fremden doch lächeln. Und eigentlich ist er ganz froh, daß es so und nicht anders gekommen ist.

„Sie“, sagt er noch, diesmal schon etwas gütlicher. „Bei mir haben Sie mit Ihrem Trick noch Glück gehabt. Wenn Sie aber an meinen Teilhaber geraten wären... Ich gebe Ihnen mein Wort: Liebel hätte Sie glattweg der Polizei übergeben!“ „Sie irren sich abermals“, Herr Kleebusch meint der unverschämte Gast. „Über Herrn Liebel weiß ich nämlich wirklich etwas!“

Poesie

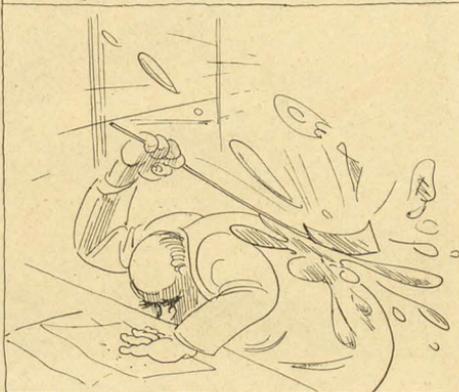
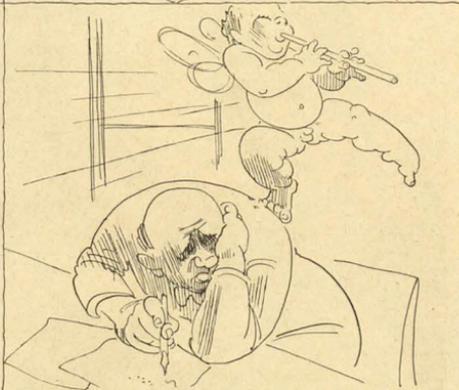
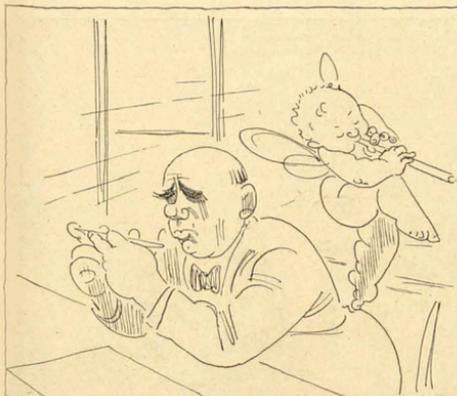
(H. Lehmann)



„Ach, Werner, ist so ein Frühlingstag schön — ich fühle richtig wie die Erde erwacht.“ — „Und ich höre sogar, wie dein Magen knurrt, Katja.“

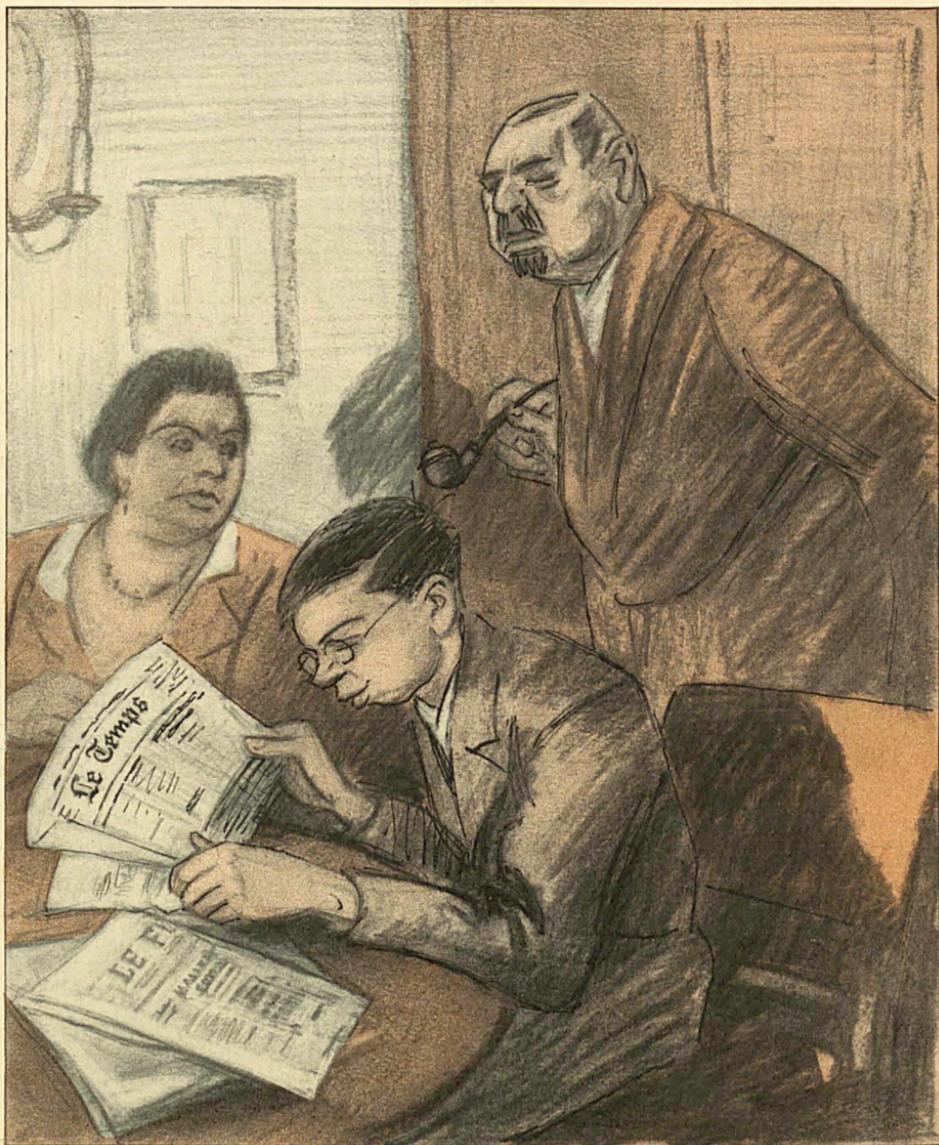
Der Geschäftsbrief im Frühling

(Fr. Bilak)



Erziehungssorgen in Frankreich

(Wilhelm Schütz)



„Nimm doch dem Jungen die Zeitung weg, er hat sich in letzter Zeit das Lügen sowieso schon so angewöhnt!“